

Vom Talent, eine ruhige Kugel zu schieben

Boule-Spieler sind Philosophen: Beim „Großen Preis von Berlin“ zeigten die Franzosen, wie der Geist den Körper beherrscht

Der Weltmeister richtet sich schwerfällig auf. Eine Frau ist an seinen Tisch getreten und will „une grande bise“. Sie dürfte die Zwanzigste sein an diesem Sonntag des „Großen Preises von Berlin“, dem großen Bouleturnier zum französischen Nationalfeiertag. Küsschen rechts, Küsschen links, dann sagt sie ihm etwas ins Ohr, aber am „Ricard“-Ausschank nebenan singt Bill Haley so laut, dass der Weltmeister nichts versteht. Er nickt der Dame noch einmal freundlich zu und setzt sich wieder.

Seinem Partner ist langweilig; als Landesmeister wird er nicht so oft geküsst. Er legt dem Weltmeister eine Turnierkugel auf den Kopf und spielt Wilhelm Tell. Aber Philippe Quintais spielt nicht mit. Immerhin ist die Boule aus Stahl und wiegt fast ein Kilo. Quintais war vier Jahre alt, als er zum ersten Mal versuchte, mit einer dieser Kugeln das „Schweinchen“ zu treffen, wie Franzosen die kleine hölzerne Zielkugel nennen. „Bis auf unseren Hund hat meine ganze Familie Boule gespielt, auch meine Mutter und meine Schwester“, sagt er. Das ist ungewöhnlich, denn selbst heute, gut dreißig Jahre später, stehen Frauen aus der Masse der männlichen Boulespieler noch hervor. Selten jedoch durch Leistung: Die Spitzenplätze verteidigen die männlichen Boulisten nach wie vor erfolgreich. Nicht nur in dieser Hinsicht ähnelt Boule dem Skat. Bei beiden Spielen ist weder die Zigarette im Mundwinkel noch ein Bauchansatz hinderlich. Außerdem geht es bei beiden in erster Linie um Konzentration – auch wenn Skat unbestritten dem Denksport und Boule der Leibesübung näher kommt – schließlich braucht man dafür ein Feld von vier mal fünfzehn Metern.

Dem sechzehnjährigen Dominique Tsouropa, der unter den Altmeistern als „Hoffnung“ des Berliner Boulesports gehandelt wird, passt dieses leger Image nicht in den Kram. Mit den Vertretern des sogenannten „Boulepastis“ kann er wenig anfangen: Sie reden und trinken ihm zu viel. Doch mit dieser Auffassung steht die „Hoffnung“ des Berliner Boulesports ziemlich einsam da. Die meisten Boulisten verbinden mit diesem Spiel ein „Lebensgefühl“, das mit verbissener Leistung wenig zu tun hat. Ihre sommerlichen Turniere nehmen sich eher wie ein öffentlicher Protest gegen die Leistungsgesellschaft aus: Schwer zu sagen, was die Spieler auf der Charlottenburger Schloßstraße oder am Paul-Lincke-Ufer leichterem Herzens entbehren könnten – die Kugeln oder das Hefeweizen. Hier wird kein Kreislauf trainiert, werden kaum Muskeln gestählt. Boule, nicht selten als Altherrensport verpönt, ist der Inbegriff der Muße, die Kugel, die sich um sich selbst dreht, Sinnbild einer zwecklosen Tätigkeit. Die Spieler scheinen vor allem eins zu haben – Zeit.

Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Wer Boule spielt, trainiert seinen Geist. Bestes Beispiel ist, wie könnte es anders sein, der Weltmeister selbst. Früher habe er gespielt, um zu gewinnen, sagt Philippe Quintais, der aussieht wie ein melancholi-

scher Zwilling von Jürgen von der Lippe. Heute dagegen spiele er, um nicht zu verlieren, fügt er nach einer Pause hinzu. Ein gewaltiger Unterschied. Statt zu trainieren gehe er oft angeln – zur Beruhigung. Die Methode scheint zu wirken. Quintais hat gelernt zu warten. Es gibt wenig Menschen, die so viel Ruhe ausstrahlen. Selbst die langen Pausen zwischen den Spielen machen ihn nicht ungeduldig. Wenn er nicht gerade Küsschen verteilt, gibt er Autogramme, würfelt mit seinem Partner oder tut einfach nichts.

Doch der Schein trügt, viel Zeit hat er nicht, immerhin ist er Weltmeister, fünffacher sogar. Nur der Sturheit der Berliner ist es zu verdanken, dass er ein Turnier

beehrt, das – wenn auch das größte der Stadt – international kaum beachtet wird. Die Berliner „Boulomanes“, wie sich die Versessenen scherzhaft nennen, haben den Champion so lange umgarnt, bis er einwilligte. Er hat es nicht bereut. Ein Clubmitglied hat ihn mit einem alten Bentley vom Bahnhof abgeholt, ein anderer beherbergt ihn in seiner Villa, die besten Weine werden für ihn aus dem Keller geholt, und der „Große Preis von Berlin“ ist immerhin mit eintausend Mark dotiert. Außerdem hofft der Champion, in Deutschland Abnehmer für seine Sportmode – Marke „Philippe Quintais“ – zu finden. So sind alle zufrieden. Der Weltmeister und der „Club Bouliste de Ber-

lin“, der in Tegel das größte Boulodrome Deutschlands betreibt – ein Erbe der französischen Alliierten, die das Spiel nach dem Krieg nach Berlin brachten.

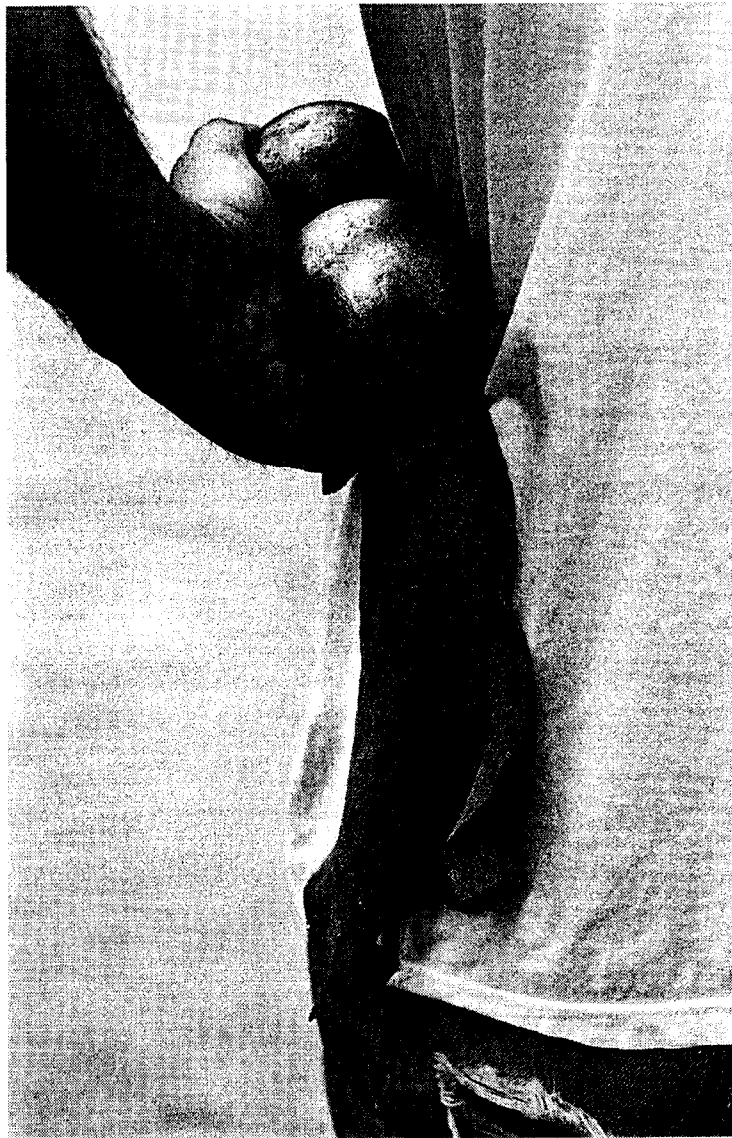
„Eines der wirksamsten Mittel der Völkerverständigung“, sagt Yves Le Rhun, Präsident des Clubs. Vor 24 Jahren kam der Bretone mit den französischen Truppen nach Berlin. Nach dem Abzug der Alliierten gründete er mit denen, die blieben, den Club. Mit staatlicher Unterstützung erwarb sie das Gelände in der ehemaligen französischen Siedlung. Von den heute 130 Mitgliedern ist jeder Dritte Franzose. Sie finden hier 8000 Quadratmeter Frankreich, auch wenn das Standardprogramm der Clubküche mit Würstchen eher deutsch ausfällt. Ihr großer Stolz ist die neue Boulehalle, die den sogenannten „Irreductibles“ – den Spielern, die sich auch von Eis und Schnee nicht einschränken lassen – im kommenden Winter erstmals frostfreies Boule ermöglicht.

Die Halle hat selbst den Franzosen Anerkennung abgerungen, und auch die Leistung ihrer deutschen Kollegen loben sie höflicherweise. Bei der Weltmeisterschaft in Portugal hätten die Deutschen allerdings keine Chance, meint Quintais. In diesem Jahr will er den Madegassen den Weltmeister-Titel wieder streitig machen.

Am Abend, im Halbfinale, treten drei Hamburger gegen die Franzosen an. Klaus Trosprüm, Chefredakteur des Magazins „Pétanque International“ aus Essen, unterstützt die Franzosen bei der sogenannten „Triplette“, bei der sich zwei Mannschaften mit jeweils drei Spielern gegenüberstehen. Jeder der Spieler hat zwei Kugeln zur Verfügung. Alle Augen richten sich auf diese beiden Teams, als sie endlich an der Reihe sind. Die anderen sind vergessen, die Zuschauer ziehen sich am Rand des Spielfelds zusammen, säumen es wie eine Mauer. Einige versuchen ihre Klappstühle dazwischen zu schieben, umsonst.

Erster Wurf, das „Schweinchen“ ist platziert. Der Partner des Weltmeisters spuckt sich auf die Fingerspitzen und schreitet das Terrain ab. Mit dem Fuß glätet er eine Unebenheit im Schotterboden und geht langsam zum „rond“ zurück, dem kleinen, in den Sand gezogen Kreis, der die Position der Spieler begrenzt. Sie spielen Pétanque, die provençalische Version des Boule, bei der die Füße geschlossen bleiben. Der Franzose geht in die Hocke, schwingt den Arm mit der Kugel nach hinten und wirft sie, während er sich ein Stückchen aufrichtet. Nur wenige Zentimeter neben dem „Schweinchen“ bleibt sie liegen. Applaus.

Die Hamburger geben ihr Bestes, die Franzosen nicken anerkennend und besprechen die Lage. Der Weltmeister bezieht Position. Auf seinen dünnen Beinen ruht der korpulente Oberkörper wie auf einem schmalen Sockel. Lange fixiert er sein Ziel und verzieht die Miene wie bei einem leichten Schmerz. Sein kräftiger Arm schleudert die Boule direkt auf die gegnerische und kickt sie aus dem Spielfeld. „Bravo, bravo, bravo!“ ruft es von allen Seiten. CHRISTINE MEFFERT



Mehr als Kugeln und Staubtuch braucht der Bouliste nicht zum Glück Foto Matthias Lüdecke